



Auszug aus den Jugenderinnerungen „Erlebtes, Gesehenes, Gehörtes“ von Peter J. von Holdt

Der Kleine König der Wilsterau

Erlebnisse eines kleinen Jungen auf der Wilsterau in den frühen 1950er Jahren

Kurz bevor ich sechs Jahre alt werden sollte, wurde ich eingeschult. Tag der Einschulung war seinerzeit immer der 1. April, dieser fiel im Jahr 1949 auf einen Freitag. Wegen der zeitlichen Nähe zum Osterfest nannte man damals die Schulanfänger „Osterküken“. Ich bekam eine riesige Schultüte, die mit kleinen Spielsachen und Süßigkeiten gefüllt war. Die Schultüte war das Beste am Schulanfang und jeder von den Osterküken durfte seine Tüte mit in unseren Klassenraum nehmen, an dessen Seiten unsere Eltern Aufstellung genommen hatten. Irgendein Erwachsener erzählte irgendwelche Dinge, aber obwohl ich wie alle anderen der gut 50 (!) Schulanfänger muckse-mäuschen still war, habe ich nichts verstanden. Es waren mit den Augen so viele interessante Dinge zu entdecken. Leider endete der erste Anlauf mit dem Schulbesuch für mich mit dem Tag der Einschulung. Ich erkrankte noch an dem Tage an einer Knochenmarkentzündung, und war viele viele Wochen an das Bett gefesselt, welches meine Eltern in unserer „Guten Stube“ aufgestellt hatten.

Die ganz gemeine Erkrankung erwischte mich, nachdem ich mir an einem der Vortage mein rechtes Schienbein in Onkel Köberleins Eiskeller gestoßen hatte. Der mit Natureis gefüllte Eiskeller gehörte zu der an der Deichstraße gelegenen Niederlassung der Hamburger Bavaria & St. Pauli Brauerei; mein sehr netter Nennonkel Wilhelm Köberlein war Verwalter der Wilsteraner Niederlassung.

Ob die erlittene schwere Prellung die Ursache für die Erkrankung war, kann nur vermutet werden, jedenfalls bekam ich sehr hohes Fieber – deutlich über 41 Grad. Unser Hausarzt Dr. Constabel konnte sich das zunächst nicht recht erklären. Meiner Mutter fiel auf, dass ich immer dann besonders jammerte, wenn meine Bettdecke etwas aufgeschlagen wurde. Es wurde klar, dass ich sehr starke Schmerzen am rechten Unterschenkel hatte. Mein Vater baute ein tunnelähnliches Gebilde, damit das Gewicht des Federbettes nicht auf mein Bein lastete, denn die leichteste Berührung bereitete mir ungeheure Schmerzen.

Es stellte sich bald heraus, dass ich an einer Knochenmarkentzündung litt. Das Bein wurde im Wilsteraner Krankenhaus „Mencke-Stift“ operiert und der Entzündungsherd ausgeräumt. In den folgenden Jahren trat die Erkrankung aber immer wieder auf, so dass ich noch zweimal operiert werden musste. Letztenendes ist es aber wohl nur dem von den Amerikanern nach Deutschland gebrachten Penicillin zu verdanken, dass mein Bein nicht unterhalb des Knies amputiert werden musste.

Die Krankheit bewirkte, dass ich mehrmals monatelang nicht zur Schule gehen konnte und dass ich bis zur neunten Klasse nicht oder nur eingeschränkt am Sportunterricht teilnehmen durfte. Ein berühmter Leichtathlet konnte ich somit nicht werden. Aber meine Freunde waren schwer zu beeindrucken, wenn ich ihnen einige der aus meinem Schienbein stammenden Knochensplitter zeigte. Diese durfte ich mit nach Hause nehmen, nachdem ich sie von den Ärzten bekommen hatte.



Im Verlaufe des Jahres nach Beginn meiner Erkrankung war ich wieder soweit hergestellt, dass ich am Sonnabend, den 1. April 1950 nochmals eingeschult wurde. Das war natürlich nicht schlecht, denn ich bekam wiederum eine bis zum Rand gefüllte Schultüte.

Noch toller allerdings war, dass mein Vater mir zwischenzeitlich ein kleines Ruderboot – ein Dinghi - gebaut hatte, als dessen Eigner und Kapitän ich in der Folge die Wilsterau erforschen und unsicher machen sollte.

Doch der Reihe nach.

Erlebnisse auf und an der Wilsterau

Mein Elternhaus stand direkt an der Wilsterau; genau genommen bildete die auf dem hinteren Teil des kleinen Haus-Grundstücks gelegene Tischler-Werkstatt meines Vaters mit der Grundmauer ihrer zur Au gerichteten Fensterfront die Grenze zwischen Gewässer und Grundstück.

Während das Wohnhaus mit seiner Richtung Markt gelegenen Traufseite direkt an das nebenstehende Nachbarhaus angebaut war, grenzte die gegenüberliegende Seite – so wie heute noch – an den unmittelbar an ihr entlang führenden öffentlichen Fußweg. Dieser Weg bildet heute noch mit der kleinen die Au querenden Fußgängerbrücke eine fußläufige Verbindung zwischen der Deichstraße und dem jenseits der Au gelegenen sogenannten Rosengarten. Weshalb der Rosengarten diesen Namen führte, lag für mich damals im Dunklen, denn auf diesem Platz waren weit und breit keine Rosen zu erblicken.

Es handelte sich bei dem an das Grundstück angrenzenden sogenannten Stadtarm der Wilster-Au um den ursprünglichen und natürlichen Verlauf dieses Gewässers. Dieser Arm mündete in nördlicher Richtung in den Hauptarm (Sielwettern am „Audeich“) der Wilsterau, der im Mittelalter künstlich gegraben worden war, um den durch die Stadt führenden großen Mäanderbogen abzuschneiden. Dieser Mäanderbogen bestand zur Zeit meiner frühen Kindheit noch auf seiner gesamten Länge als offenes Gewässer. Leider war während der Kriegs- und Nachkriegszeit der Stadtarm überhaupt nicht unterhalten worden, so dass eine stinkende Kloake entstanden war. Unvernunft, Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit vieler Menschen hatte das Gewässer mit jeder Menge Unrat belastet. Damals hielt man es für den vernünftigsten Weg, diesen Teil mit Ausnahme der an den Rosengarten grenzenden Teilstrecke zu verrohren bzw. zuzuschütten. Diese Maßnahme wurde zu Beginn der fünfziger Jahre durchgeführt. Die Maßnahme war auch damit begründet, dass die meisten der das Grundstück gegenüber dem Wasserlauf abgrenzenden senkrechten sogenannten „Vorsetzen“ der direkt an den Stadtarm grenzenden Häuser sich in einem erbärmlichen Zustand befanden.

Von dem als Gewässer erhalten bleibenden Teilstück des Stadtarmes führte vom Rosengarten aus ein im Bereich der Kreuzung mit dem Neumarkt verrohrter Zweigarm, das sogenannte Bäckerstraßenfleth, zum offenen Arm im Bereich des Brooks (an der „Kötelallee“). Die Straße Allee wurde damals vielfach so bezeichnet,



weil dort die aus den häuslichen Toiletten der gesamten Stadt stammenden Fäkalien in offenen Gruben zwischengelagert wurden, bevor sie mittels eines Lastkahns abtransportiert wurden und wohl Verwendung als „Dünger“ fanden.

Im Hauptarm der Wilsterau war zur damaligen Zeit an der „Schottbrücke“ am Krumwehl noch ein betriebsbereites zweiflügeliges Stauschott vorhanden. Wenn über die an der Einmündung der Wilster Au in die Stör gelegene Sielschleuse am Kasenort die Flut in die Au gelassen wurde, konnte das Stauschott geschlossen werden und es wurde ein durch das Bäckerstraßenfleth geleiteter Spülstrom in den Nebenarm am Rosengarten geleitet, mit dessen Hilfe hier die Bildung von Schlammablagerungen verhindert werden sollte. Da aber das Gewässerprofil am Rosengarten um ein Mehrfaches breiter war als das des Bäckerstraßenflethes, reichte diese Spülkraft nicht aus. Langfristig war mit der Verfüllung des Stadtarmes auch das Schicksal des Bäckerstraßenflethes besiegelt.

Die Gezeitenbewegungen in der Elbe, transportiert über die Stör und den Hauptarm der Wilster Au, konnten am Gewässerarm am Rosengarten gut nachempfunden werden. Zweimal am Tage war bei Flut der Gewässerabschnitt in seiner gesamten Breite gut mit Wasser bespannt, und zweimal am Tage bildete sich eine Wattlandschaft mit einem kleinen Rinnsal in der Mitte. Dann zogen tausende von kleinen Fischlein durch das immer schmaler werdende Rinnsal Richtung Hauptarm.

Von dem zwischen unserem Wohnhaus und der Werkstatt gelegenen kleinen Hof, der nicht mehr als ein etwa zwei Meter breiter Gang zwischen den Gebäuden war, gelangte man direkt auf den Fußweg und auf die kleine Fußgängerbrücke mit ihrem Asphaltbelag – das war damals ein in ganz Wilster einmaliger Belag – und ihren schmiedeeisernen Geländern. Von der Brücke aus konnte man ganz prima neben Weit- und Zielspucken in die Wilsterau auch einen nur den Jungs vorbehaltenen Wettkampf durchführen, nämlich das Weitpinkeln.

Von der Brücke aus konnte man aber auch ganz prima Fische fangen. Ich hatte damals ein etwa einen Quadratmeter großes Senknetz, welches von der Brücke in das Wasser herab gelassen wurde. Zumeist bedurfte es nur weniger Versuche, um einige größere Weißfische (zumeist Rotfedern) zu fangen. Diese Fischerei fand nicht unbedingt die Zustimmung des am Rosengarten wohnenden Kohlenhändlers Martin Krumm, der uns in seiner Funktion als Vorsitzender des Angelsportvereins „Petri Heil“ als „kleine Raubfischer“ bezeichnete. Seine Verstimmung hielt sich aber in Grenzen, da wir ihm die geeigneten Stücke unserer Beute als Köderfische für sein Raubfischangeln zur Verfügung stellten und den Rest im hohen Bogen aus dem als Hälterungsgefäß dienenden Eimer wieder in ihr angestammtes Element zurück beförderten. Martin Krumm hielt mit meinem Vater zudem gute Nachbarschaft. Er gestattete es ihm, an der keilförmigen Landspitze am Zusammenfluß von Hauptarm der Wilsterau und dem Auarm am Rosengarten ein Bootshaus zu errichten. In diesem mit einer Slipanlage ausgestatteten Bootshaus baute mein Vater im Laufe der Jahre einige hölzerne Segelboote.



Beeindruckender als der Bau der großen und fast zehn Meter langen Segelyachten war für mich, als mein Vater auf dem in unserem Hause gelegenen sogenannten Vorplatz, einem drei Stufen über dem Niveau des Möbelladens gelegenen und damals ansonsten ungenutzten Raum des Hinterhauses, ein kleines Ruderboot für mich auf Kiel legte. Dieses mit geklinkerten Planken gebaute Boot machte mich zum unumschränkten König der Wilsterau. Das Boot, ein sogenanntes Dinghi, war eine kaum mehr als zwei Meter lange formschöne Nussschale, die einen sicheren Liegeplatz an unserer Werkstatt erhielt. Mein Vater hatte eine Fensterbrüstung aus der dem Auarm zugewandten Seite der Tischlerwerkstatt herausgebrochen und diese durch eine verschließbare Klappe ersetzt. Von dieser führte eine breitstufige Leiter ins Wasser und zu meinem dort an einem eingelassenen Mauerring vertäuten Boot, welches selbstverständlich in einem zünftigen Taufakt auf den schönen Namen „PETER“ getauft worden war.

Ich war Eigner und Kapitän der „PETER“ und nutzte meine Stellung manchmal aus, wenn meine Freunde mit mir im Boot fahren wollten. Da ich noch irgendwelche wichtigen Dinge erledigen musste, zum Beispiel einen Apfel essen oder eine Brause trinken, konnten sie schon mal Klarschiff machen, nämlich das im Boot befindliche Regenwasser heraus schöpfen und die Duchten (Sitzbänke) sauber und trocken wischen. Das Boot hatte am Bug und am Heck sowie in der Bootsmitte Sitzbänke. Die mittige Sitzbank brauchte ich in der Regel für mich, da ich Eigner, Kapitän, Steuermann und Maschinist in einer Person war, und von hier aus mit den beiden Riemen (Paddeln) das Boot ruderte. Die Riemen wurden hierzu in die an den seitlichen Bordwänden eingesteckten eisernen Ruderklampen eingelegt. Mit vier kleinen Jungs, davon zwei auf der Ducht am Heck, ich als Ruderer in der Mitte, und einem auf der Ducht am Bug, hatte das Boot seine maximale Besatzung.

Man konnte das Boot aber auch gut mit einem Riemen wriggen; dann saß ich auf der Ducht am Heck, zwei Personen auf der mittleren Ducht und eine am Bug. Zum wriggen legte man einen Riemen (Paddel) in die am Heck befindliche Dolle. Besonders gekonnt sah es aus, wenn man lässig im Stehen wriggte; diese Methode wurde aber nur ausgeübt, wenn irgendwelche Betrachter dieses hohe seemännische Geschick auch gebührend bewundern konnten.

Eine spezielle Technik wurde von uns gewählt, wenn wir als Indianer unterwegs waren. Dann benutzten wir die Riemen als Stechpaddel und die damit ausgerüsteten Paddler an Bug und Heck bewegten das zum Kanu mutierte Dinghi.

Nachdem wir auch den Hauptarm der Au erobert hatten und bis zum Brook oder den Bereich an der Rumflether Mühle gelangt waren, nutzten wir manchmal günstige Winde zum Segeln vor dem Wind. Dazu wurde ein zum Mast umfunktionierter Riemen in die extra dafür in der mittleren Ducht befindliche Öffnung gestellt, wobei eine am Riemen mit zwei Schnüren befestigte Leinwand uns als Segel diente; der zweite Riemen wurde dann als Ruder genutzt.

Beim Start von unserem Heimathafen an der Tischlerwerkstatt mussten wir häufig die Tide beachten. Wenn im Auarm bei Niedrigwasser nur noch ein schmales Rinnsal mit sehr geringer Wassertiefe vorhanden war, konnte das Boot zur Reduzierung des



Tiefganges nur noch mit einer Person besetzt werden, die danach trachten musste, das tiefere Wasser des Hauptarmes zu erreichen. Meine Freunde liefen dann bis zum Bootshaus meines Vaters, um hier an Bord zu gelangen.

Einmal machte ich mich mal wieder mit meinem „Schlickrutscher“ auf den Weg. Es wurde dann zwar die Rudertechnik angewandt, allerdings tauchten die Ruder dann nicht in Wasser, sondern in den Schlick ein. Ich hatte gerade die Hälfte der zu überwindenden Distanz erreicht und befand mich mit meinem Boot auf der Höhe des Grundstücks meines Jugendfreundes Heiner Stitterich, den wir gleich seinem Opa nur „Paul“ riefen. Auf dem Grundstück waren gerade Dachdecker dabei, das Flachdach eines Anbaues neu zu teeren. Dazu wurde der Teer in einem großen schwarzen Kessel über einem offenen Feuer erhitzt. Interessiert schaute ich zu dem Feuer hin, als es plötzlich eine ohrenbetäubende Explosion gab und mir der von meiner linken Hand geführte Riemen aus der Hand gerissen wurde. Ich war von aufspritzendem Schlick ziemlich besudelt und dachte, dass der Teerkessel in die Luft geflogen sei. Dort aber war alles wie vorher, nur dass die Dachdecker erschreckt zu mir herüberschauten. Auf der Fußgängerbrücke an Vaters Werkstatt sammelten sich viele Menschen, die in meine Richtung schauten, und auch von den Höfen der an die Au angrenzenden Häuser hatte ich ungewöhnlich viele Zuschauer.

Ganz offensichtlich war ich mit dem linken Riemen auf im Schlick verborgene Munition gestoßen und hatte die Explosion ausgelöst. Ich selbst nicht und auch nicht mein Boot hatten außer der Verschmutzung einen Schaden davon getragen; nur das Schaufelblatt des Riemens war etwas aufgesplittert. Weil für die zahlreichen Zuschauer nichts weiter zu entdecken war, als ein kleiner Junge in seinem Schlickrutscher, war ihr Interesse rasch erloschen und ich strebte weiter dem Hauptarm der Au entgegen.

Das Erlebnis hat meine Freunde und mich in der Folge nicht davon abgehalten, vom Boot aus mittels Harken nach im Schlick verborgenen Metallteilen zu suchen. Für Metall bekam man beim Altwarenhändler Voß in der Haackstraße gutes Geld. Da war es nur gut, dass es in den Zeiten zuvor noch keine Sperrmüllabfuhr gegeben hatte und sich die Leute mancher Gegenstände durch Versenken in der Au entledigt hatten. Was sonst hätten sie auch damit machen sollen? Von dem Geld kauften wir uns beim Kaufmann Kloppenburg an der sogenannten Wende der Deichstraße mehrere Rattenfallen. Die Fallen wurden mit dem von Gerd, dem Sohn von Schlachter Schlüter, besorgten Speck bestückt und an den Ufern der Au aufgestellt. Wir fingen sehr viele Wasserratten, manchmal mehr als zehn Stück an einem Tag. Die meisten fingen wir am Ufer beim Kaufmann Kloppenburg, der aber unsere Bemühungen aus uns unerfindlichen Gründen überhaupt nicht gern sah. Wir hatten für seine Sicht der Dinge gar kein Verständnis und haben daher überall erzählt, dass wir bei Kaufmann Kloppenburg die meisten Ratten fangen würden.

Beim Metallfischen haben wir einmal Stahlhelme und Gasmasken aus dem Schlick geborgen. Nach ihrer gründlichen Reinigung konnte man gut damit spielen, wenn auch die Helme viel zu groß waren. Mit den Gasmasken aber sahen wir aus wie glotzügige Monster; dazu konnte man mit dem Ventil der Gasmasken beim Aus- und



Einatmen ganz tolle schlürfende Geräusche erzeugen. Es war uns aber sehr unangenehm, wenn man einen Filter auf die Maske schraubte und dadurch das Atmen schwer fiel.

Ein Erlebnis besonderer Art wartete immer auf uns, wenn wir bei geeigneten Wasserständen mit der „PETER“ in die Verrohrung des Bäckerstraßenflethes unter dem Neumarkt einfuhren. Innerhalb der Rohrleitung konnte man wegen deren geringen Höhe in dem Boot nicht stehen. Die Verrohrung war wohl fast zwei Meter breit, aber nicht breit genug, um das Boot innerhalb der Verrohrung wenden zu können.

Als beste Möglichkeit zur Fortbewegung wurde von mir rasch erkannt, das dieses am optimalsten gelang, wenn man auf der Ducht sitzend mit den Händen quasi über die Gewölbedecke „lief“ und so das Boot vorwärts bewegte und lenkte. Die kahlen grauen glatten Wände der Verrohrung haben wir verschönert, indem wir sie mit Wachskreide bemalten. Ich verfügte über sehr große Mengen an bunter Wachskreide, da unser Nachbar Hermann Looft, diese guten Kunden als Werbegeschenk gab. Er handelte mit Textilien, war also somit, wie meine Mutter sagte, ein „Kattunreißer“. Ich muss wohl einer seiner besseren Kunden gewesen sein, denn ich erhielt mehrere Schachteln Wachskreide.

In stundenlanger Arbeit haben wir die Verrohrung phantasievoll bemalt. Da gab es Drachen und andere Fabeltiere, Phantom, Indianer, Seeräuber und Gespenster. In manchen Bereichen des Tunnels aber mussten wir besondere Obacht geben. Von der Küche der Stellmacherei Karstens am Neumarkt führte das Abwasser direkt unterhalb des Gewölbes in die Verrohrung. Stellmacher Karstens hatte damals offenbar schon einen sehr fortschrittlichen Haushalt, der damals sogar über ein WC (Onkel Köberlein sagte, das sei Englisch und bedeutet „Wata Closett“) verfügte. Wenn das Rauschen der Spülung einen Schwall ankündigte, mussten wir uns rechtzeitig in Sicherheit bringen. Glücklicherweise reichte bei rascher Reaktion die Vorwarnzeit immer aus.

Am anderen Ende der Verrohrung befand sich eine nicht mehr funktionsfähige Stautafel, deren untere Bretter verfault waren. Wenn unser Boot mit mindestens drei Personen besetzt war und der Wasserstand der Au eine bestimmte Höhe nicht überstieg, konnten wir unser Fahrzeug unter der Stautafel hindurch drücken. Wir selbst kletterten dann über die Stautafel auf die andere Seite. Wenn wir dieses Hindernis überwunden hatten, konnten wir mit wriggen oder staken das gesamte sehr schmale Bäckerstraßenfleth durchfahren. Wir unterquerten die Brücke an der Rathausstraße, fuhren vorbei am Billerbekschen Land und gelangten dann an das noch offene andere Reststück des Stadtarmes am Bischofer Deich. Von dort aus fuhren wir zur Schweinsbrücke (im Zuge der „Kötelallee“) und weiter vorbei am Großen Brook bis zur Wiedereinmündung in die Große Au. Die Mühlenbrücke unterquerend, fuhren wir dann am "Audeich" entlang zurück, unterquerten die Schottbrücke, um dann an Vaters Bootschuppen wieder in den Auarm am Rosengarten zu gelangen. In umgekehrter Richtung fuhren wir niemals, da nicht voraus zu erkennen war, ob das Hindernis der defekten Stautafel an der Neumarkt-Verrohrung überwunden werden konnte.



Im Laufe der Zeit vergrößerten wir unseren Aktionsradius einerseits bis zum Kasenort und andererseits bis zum Goldbogen. Die Fahrt zum Goldbogen war für uns mit ganz erheblichen Gefahren verbunden. In der vorderen Vereinsstraße wohnten einige Jungen, die alles andere als unsere Freunde waren. Diese gefürchtete Bande betrachtete offenbar alle aus anderen Straßen kommenden Jungs als ihre natürlichen Feinde. Es waren wirklich harte und aus zum Teil sehr kinderreichen Familien stammende Jungs, die im Gegensatz zu uns offenbar auch gesundheitlich völlig unbeschadet in dem dreckigen Wasser der Wilsterau baden konnten.

Wenn wir uns der letzten Kurve der Wilsterau vor der Vereinsstraße näherten, nahmen wir das zweigeteilte die Bilge abdeckende Bodenbrett unseres Bootes heraus, um mit diesem, wie die Wikinger mit ihren Schilden, die dem Ufer der Vereinsstraße zugewandte Bordwand zu erhöhen. Sobald wir nämlich entdeckt waren, prasselte kurze Zeit später ein Steinhagel auf uns ein, der nur allmählich abflaute, wenn den uns verfolgenden Wegelagerern langsam die Munition ausging. Eine letzte sehr gefährliche Stelle musste mit der Unterquerung der Rumflether Brücke noch überwunden werden. Glücklicherweise hatten uns bis dahin nur die giftigsten unserer Feinde verfolgt. Sie kamen zu unserem Glück auch nie auf die Idee, uns gleichzeitig vom Ufer und von der Brücke aus unter Beschuss zu nehmen. Die über unsere Köpfe gehaltenen Bodenbretter behüteten uns vor ernsthaftem Schaden. Deutlich besser wurde die Situation für mich, als Frau Käthe Jüngling aus der Vereinsstraße im Haushalt meiner Eltern als Haushaltshilfe tätig wurde. Sie war eine sehr nette freundliche Frau, deren ältester Sohn „Bulle“ genannt wurde. Diesen Spitznamen trug er wegen seiner Kraft und Statur zu Recht, obwohl er ein sehr gutmütiger Junge war; dieses möglicherweise aber nur gegenüber bestimmten Personen. Kurz gesagt, von den „Wegelagerern“ an der Vereinsstraße hatte ich nichts mehr zu befürchten, wenn ich mit der „PETER“ dort die Wilsterau befuhr.

Obacht musste ich nur nehmen, wenn mir auf meinem Kurs ein Au-Ewer entgegen kam. Zu der Zeit befuhren regelmäßig diese kleinen Binnenschiffe die Wilsterau, um Ladung für die an der Rumflether Straße gelegene Futtermittel-Fabrik, die Leder-Fabrik und die Martens'sche Mühle in Rumfleth zu transportieren. Besonders an der Strecke am Audeich musste ich mich und mein Boot dann rasch in einer geeigneten Nische in Sicherheit bringen, wenn der Schiffer uns mit lautem Ruf „Weg da, verfluchte Bengels!“ zur Eile antrieb, denn die mit dem schnell laufenden Strom fahrenden Ewer hatten an den Engstellen keinerlei Möglichkeiten zum Manövrieren.

Ein Spielkamerad aus der Stadtpark-Clique, Jette Meibom, seine Mutter rief ihn aber immer nur „Klaus Diiiietaaaaaa“, hatte eine Luftpistole, mit der man richtig schießen konnte. Die Patronen hießen „Eierbecher“, die man in kleinen Blechdosen bei Krischan Haack am Markt kaufen konnte. Wir haben Papierschiffchen gefaltet, diese auf der Großen Au fahren lassen und dann versucht, sie von der „PETER“ aus mit der Luftpistole zu versenken. Auf der Wasseroberfläche konnte man die Fehlschüsse genau sehen. So richtig spannend war das aber nicht, weshalb wir versuchten, Spatzen zu schießen. Diese waren aber zu klein, so dass wir sie nicht trafen. Ein größeres Ziel waren die Tauben von Bäckermeister Otto Ruge, dessen



Geschäftshaus und Taubenstall dem Bootsschuppen meines Vaters gegenüber auf der anderen Seite der Au lag. Ich habe – ehrlich – nur einen einzigen Schuss auf die Tauben abgegeben und nicht getroffen. Weil mir Bedenken kamen, habe ich weitere Versuche unterlassen. Als ich später mein Boot wieder an seinem Liegeplatz an der Tischlerwerkstatt vertäute, sagte mir mein Vater mit ernster Miene, dass Otto Ruge bei ihm gewesen sei. Er habe beklagt, dass ich zwei seiner Tauben erschossen hätte. Da staunte ich aber doch, dass ich, ohne es zu merken, statt des Fehlschusses eine Dublette geschossen hatte. Am nächsten Tag gab es gebratene Tauben, denn deren mageres Fleisch durfte ich essen, alles andere Fleisch war wegen meiner eben überstandenen Leberentzündung zu fett für mich. In der Folgezeit verkaufte Otto Ruge meinen Eltern häufiger eine geschlachtete Taube, deren Fleisch nur für mich war, denn ich sollte „wieder zu Kräften kommen“.

Weshalb Otto Ruge wegen der geschossenen Tauben solch einen Aufstand machte, wenn er doch selbst seine Tauben schlachtete, konnte ich allerdings nicht verstehen. Ich glaube, Otto Ruge wusste auch nicht, dass sein Sohn Günter häufig gemeinsam mit Jette Meibom mit dessen Luftgewehr Jagd auf Spatzen machte. Otto Ruge war schon ein seltsamer Mann, aber vielleicht hing das mit seinem Glasaugen zusammen, denn als er Kind war, hatte ihm ein Spielkamerad das richtige Auge mit einem Flitzebogen „ausgeschossen“. Das war natürlich Mahnung für uns, nie mit einem Flitzebogen auf Menschen zu schießen.

Die Gesellen in Vaters Tischlerei hatten mir einen super tollen Flitzebogen gemacht. Sie hatten dazu drei Leisten aus Eschenholz zusammengeleimt und dann dieses Werkstück ausgehend von dem dicker belassenen Mittelteil zu den Enden hin dünner und flacher werdend abgehobelt. Mit einer dicken Sehne war dann der Bogen gespannt worden. Das war ein Langbogen, wie Robin Hood keinen besseren hatte. Außerdem hatte ich mehrere aus Hartholz gefertigte Pfeile erhalten. Diese konnte man unglaublich weit schießen. Als ich den Bogen anderen Jungs am Marktplatz vorführte, hat ein größerer Junge mit ihm einen Pfeil über die Kirche geschossen; so stark konnte ich den Bogen nicht spannen. Es war wirklich ein super guter Bogen; nur meine Mutter fand dieses gar nicht, irgendwie war sie sauer. Am nächsten Tag oder in der Nacht muss ein Dieb mir meinen im Keller verwahrten Bogen geklaut haben – ich habe ihn zu meinem großen Bedauern nie wieder gesehen.

Im Sommer haben wir uns häufig von Vaters Bootsschuppen aus als „Raubangler“ betätigt. Erst als ich etwas älter wurde und schon in die dritte Klasse der Schule ging, meinte Martin Krumm, dass ich wohl doch besser Mitglied des Anglervereins „Petri Heil“ werden sollte. Da ich gerne weiterhin fischen wollte, konnte ich mich dieser Aufforderung nicht entziehen.

Im Bootsschuppen konnte man auch herrlich spielen, er war dann unser Blockhaus oder Fort, und wir kämpften in ihm einen verzweifelten Kampf gegen eine Übermacht uns angreifender imaginärer Feinde.

Einer von den Söhnen von Bäcker Otto Ruge hatte ein Luftgewehr, welches er mir zur Verwahrung gab, denn sein Vater sollte es nicht sehen. Ich weiß nicht, ob das mit den erschossenen Tauben in Zusammenhang stand. Unseren „Albert“ genannten Freund



Helmut Carstens, der super schöne Schiffsmodelle aus Papier nach vorgegebenen Bastelbögen baute, haben wir gebeten, eines seiner Kriegsschiffe zur Verfügung zu stellen. Der Rumpf des Papiermodells wurde mit Bootslack wasserdicht gemacht. Dann wurde das Schiff mit dem Bug an einer langen Angelsehne befestigt, an deren anderen Ende als Anker eine Schraubenmutter angebunden war. Wir ließen den Zerstörer in der Au ankern, es sah aber in Folge der Strömung so aus, als würde das Schiff Fahrt machen. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, dass das Schiff in der Strömung hin und her schwoite.

Vom Bootsschuppen aus konnte jetzt durch einen als Schießscharte dienenden Spalt mit dem Luftgewehr auf das Schiff geschossen werden. Nach vielen Versuchen gelang es uns, das Schiff durch mehrere Volltreffer zu versenken. Albert schien die Angelegenheit aber nicht so viel Spaß zu bereiten, denn er weigerte sich standhaft, weitere Schiffe seiner Armada in See stechen zu lassen.

Die Wirkung von Wasserbomben konnte in dem Auarm am Rosengarten besser beobachtet werden als an dem erheblich tieferen Hauptarm. Ab und dann gelang es uns, beim Schmied Stelzer am Rosengarten ein paar Stückchen Karbid in unseren Besitz zu bringen, wenn die Schmiede nicht richtig aufpassten. Dann haben wir eine Bierflasche mit Plopp-Verschluss besorgt und sie zur guten Hälfte mit Wasser gefüllt. In das Wasser wurden dann Stückchen von dem Karbid geschüttet, die Flasche sofort verschlossen und dann in die Aue geworfen. Es dauerte dann einen Moment, bis die untergegangene Flasche mit lautem Getöse explodierte und eine große Wasserfontäne aufspritzte. Im Umfeld der Explosion schwammen dann meistens Fische mit dem Bauch nach oben an der Wasseroberfläche. Wenn dann erschreckte Erwachsene kamen und nach der Ursache des Knalls fragten, haben wir erklärt, dass fremde große Jungs eine Flasche in die Aue geworfen hätten und dann weggelaufen seien. „Diese Bengels!“ hieß es dann.

Auch im Winter bot uns die Au viel Kurzweil. Wir konnten auf der zugefrorenen Au nach Herzenslust Schlittschuh laufen. Zuerst fror der Auarm am Rosengarten zu und danach das deutlich tiefere Wasser des Hauptarmes mit seiner größeren Fließgeschwindigkeit. Meine Schlittschuhe spannte ich in Vaters Werkstatt unter, und über die zum Wasser führende Treppe konnte ich dann bequem auf das Eis gelangen - das war optimal. Ich spannte meine Schlittschuhe unter; Schlittschuhstiefel mit fest daran montierten Kufen hatte weder ich noch jemand sonst. An den Hacken unserer Winterstiefel wurden mit Nägeln metallene Knöpfe befestigt. Hier und an der Vordersohle wurden dann die Schlittschuhe wie in einem Schraubstock festgespannt. Zur Sicherheit wurde noch ein lederner Riemen ausgehend von der hinteren Einspannung des Schlittschuhs über den Spann des Fußes geführt. Es liegt nahe, dass bei dieser Art der Befestigung so manche Stiefelhacke bei stärkerer Belastung abriß. Das war sehr ärgerlich, denn niemand hatte mehr als ein Paar Stiefel. Die Schlittschuhe nannten wir deshalb „Hackenreißer“.

Auf dem Hauptarm der Au räumten wir uns mit vereinten Kräften ein Eishockey-Feld frei, und viele Stunden jagten wir dem „Puck“ nach. Dieser war keine Hartgummischeibe, sondern eine zusammengedrückte leere Kondensmilchdose. Die



Eishockeyschläger haben sich viele Jungs aus Ästen geschnitten. Ich hatte das Glück, dass mir mein Vater aus Buchenholz einen prima Eishockeyschläger machte. Dieser fand soviel Anklang, dass bald fast jeder Junge meinem Vater einen solchen „Hockeyknüppel“ in Auftrag gab. Er hatte immer einige auf Vorrat und sie kosteten pro Stück 2,50 DM. Für die Freunde des Kleinen Königs der Wilsterau gab es Rabatt.

Wenn die Oberfläche des Eises sehr nass war, gaben wir wegen der beim Eishockey unvermeidlichen Stürze dieses Spiel auf. Mit unseren Schlitten konnten wir jetzt eine andere Art Wettkampf durchführen. In jeder Hand einen kurzen Stock, in dessen Ende jeweils ein Nagel eingeschlagen und dessen Kopf dann abgekniffen wurde, konnte man auf dem Schlitten sitzend, diesen durch Abstoßen auf dem Eis, rasch fortbewegen. Spannende Wettkämpfe standen auf dem Programm.

Die Idee mit den nagelbewehrten Stöcken brachte uns auf eine lebensgefährliche Idee. Mit entsprechend langen Stöcken konnte man auch ohne Schlittschuhe auf nassem Eis einigermaßen Halt finden. Als bei Tauwetter zunächst die Große Au langsam ihre geschlossene Eisdecke verlor, konnte man am Rande große Schollen abbrechen und auf diesen stehend und sie mit den Stöcken dirigierend, seinen Mut beweisen und „EISSCHIPPERN“. Als unsere Eltern unseren Leichtsinns bemerkten, und das wurde ihnen schon beim ersten Versuch zugetragen, setzte es ein gewaltiges Donnerwetter. Es blieb für meine Freunde und mich bei dem einmaligen Versuch.

Ebenfalls nicht an Leichtsinns zu überbieten war die Mutprobe des „GUMMI-EIS-LAUFEN“. Es bestand darin, über das noch nicht tragfähige und sich durch die Auflast verformende Eis so schnell zu laufen, dass man nicht einbrach. An der Großen Au hatte sich in einem Winter über die zuvor vorhanden gewesene dicke tragfähige Eisschicht durch Zuwässerung eine einige Dezimeter tiefe Wasserschicht gebildet, die wiederum überfror. Als ich meinen Mut auf dem Gummi-Eis beweisen wollte, brach ich prompt ein und es ist nur dem Vorhandensein der anderen Eisschicht zu verdanken, dass ich rasch wieder festen Boden unter die Füße bekam. Klatschnass war ich aber trotzdem geworden. Zu Hause würde es Ärger geben, das war klar. Heimlich schlich ich mich daher zu unserem Nachbarn, dem Bäckermeister Willy Kühl. Dort hinter dem heißen Backofen in seiner Backstube konnte ich meine Kleider trocknen und ich bekam, in wärmende Decken gehüllt, heißen Fliederbeersaft. Es war nur seltsam, als ich mit trockener Kleidung und gut durchgewärmt nach Hause kam, wusste meine Mutter genauestens Bescheid.



Dinghi